

Frau Schader, Herr Schader, Herr Staatsminister. Die weitere Reihenfolge kann ich mir nicht merken. Meine Damen und Herren! Aber auch vielen Dank Jürgen Kaube für die Laudatio.

Man kommentiert keine Laudationes. Wenn man das sagt, hält man sich nicht daran. Ich würde zumindest einen kleinen Kommentar dazu machen. Ich fühle mich sehr geehrt. Es ist sehr interessant – und das gehört zu gesellschaftstheoretischen Fragen dazu –, was eigentlich sichtbar ist und sichtbar ist natürlich bei jemandem, der öffentlich sichtbar ist, das, was öffentlich sichtbar ist, nicht aber das, was es ermöglicht, öffentlich vielleicht nicht die gleichen Sätze zu sagen, die man immer hört. So zitiere ich zumindest den Laudator. Dahinter steckt schlicht und ergreifend langweilige, unsichtbare, sehr spannende empirische Sozialforschung auch bei einem Sozialtheoretiker und das wäre sehr interessant hier jetzt anzusetzen, weil der Stiftungszweck oder das Motto der Stiftung ja Gesellschaftswissenschaften und Praxis zusammenbringen will. Es ist immer von Dialog die Rede. Ich würde eher von einer Schnittstelle sprechen. Damit man das tun kann, braucht man beides und ich werde das jetzt nicht zum Gegenstand meiner Ausführungen machen, die ich machen darf, sondern ich will über die Praxis der Gesellschaftswissenschaft sprechen. Das vergisst man nämlich, Herr Kaube hat darauf hingewiesen, das ist auch ein Teil der Gesellschaft, also auch eine gesellschaftliche Praxis und dadurch, dass sie eine Praxis ist, könnte sie auch anderes tun als sie tut, und darüber will ich ein paar Sätze sagen. Ich werde tatsächlich sehr abstrakt ansetzen, um etwas Konkretes am Ende daraus deduzieren zu können. Die Soziologie ist eine Wissenschaft des erheblichen sozialen Wandels. Sie ist in einer Zeit entstanden, in der sich – so ähnlich wie heute – angeblich alles grundlegend, und zwar disruptiv grundlegend, geändert hat.

Mein Lieblingssoziologe außer dem genannten ist Joseph de Maistre, der große Reaktionär aus Savoy, der die vielleicht klügsten Kommentare zur Französischen Revolution gemacht hat. Er hat ihr in Stammbuch geschrieben, dass die Revolution zu viel Gleichheit, zu viel Mitreden, zu viel Dialog, zu viel Demokratie, zu viel Individualität, zu viele Entscheider und zu viele Probleme hervorgebracht hat. Er war ein Verfechter des Absolutismus, des Ständestaates, der Inquisition und der radikalen sozialen Asymmetrie. Das Schlimmste ist: Er hatte gute Gründe dafür. Deshalb ist er mein Lieblingssoziologe. Seine These lautet: Die Menschen hätten eine ganz Welt verloren. Alles werde kontingent und fluide, vor allem die kategorialen Grundlagen verschwinden, nach denen wir ordnen können, wer wohin gehört, wer nicht dorthin gehört und was die Leute eigentlich zu tun haben. Jedermann – von Frauen war noch nicht die Rede – hat seinen gesellschaftlichen Ort und das war gut so. Er ist auch deshalb mein Lieblingssoziologe, weil er nicht gesehen hat, dass diese moderne Gesellschaft, die da im 19. Jahrhundert ihre institutionellen Bedingungen geschaffen hat mit der Entstehung eines Betriebskapitalismus, mit der Entstehung von Nationalstaaten, mit der Entstehung von großen Verwaltungen und all den Dingen, mit denen wir zu tun haben, neue Orte und Muster hervorgebracht hat und nicht nur Chaos hinterlassen hat, neue Schichtungs- und Klassenmodelle, eine Ausdifferenzierung der Gesellschaft in unterschiedliche Funktionen und vor allem Regelmäßigkeiten. Man könnte ja denken, wenn da jemand kommt und sagt, nach der Revolution weiß niemand mehr, wo er hingehört und alles ist dem Chaos anheimgestellt, dass dann eine chaotische Gesellschaft entsteht. Das Gegenteil war der Fall. Das 19. Jahrhundert war die Zeit, in der man begonnen hat, quantitativ Muster zu berechnen, wer wann was wahrscheinlich tut, um etwa in einer urbanisierten Gesellschaft berechnen zu können, wie viel Lehrpersonal, wie viel Brot und wie viele Schienen eine Großstadt eigentlich braucht, wer die produzieren kann usw. usf. und wichtig: ohne dass man das zentral planen kann. Also es ist eine Gesellschaft entstanden, die bereits sehr schnell nach der

Revolution mit den neuen Institutionen neue Muster hervorgebracht hat. Es war keine Ständegesellschaft mehr, aber eine mit neuen Mustern. Also durchaus eine Gesellschaft – und das ist jetzt wichtig –, die sich mit einer Selbstbeschreibung ausgestattet hat, die nicht zu dieser neuen Gesellschaftlichkeit passte. Die Selbstbeschreibung westlicher Gesellschaften spätestens ab dem späten 18. Jahrhundert war eine völlig unrealistische Selbstbeschreibung. Man sprach von Subjektivität, von Autonomie, von rationalen Entscheidungskalkülen und von Steuerungskompetenz.

Der große Widerspruch dieser Gesellschaft ist nicht der zwischen Kapital und Arbeit. Es gibt keinen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, weil es im Kapitalismus Arbeit nur durch Kapital gibt. Der größte Widerspruch ist, dass die Beschreibungskategorien und die Ordnungskategorien der Gesellschaft nicht zusammenpassen. Die eigenen Kategorien der Gesellschaft, vor allem am Individuum, am Subjekt festgemacht, tun so als sei das Handeln – ich nehme eine Formulierung, Herr Kaube, von Ihnen auf – etwas, das die Bedingungen seiner selbst selbst voraussetzen kann. Soziologie beginnt in dem Moment, in dem man zeigen kann, dass das Handeln, das individuellen Personen zugerechnet wird, die man in Texten mit vielen Nebensätzen Subjekte nennt, nicht die Subjekte des Handelns, sondern die Subjekte der Beschreibung ihrer Handlungen sind und die Bedingungen der Handlungen von Faktoren abhängig sind, die man nur gesellschaftlich oder gesellschaftstheoretisch erklären kann. Die Moderne glaubt bis heute an diese schönen Selbstbeschreibungen und die sind ja auch ganz – wie soll man sagen? – leistungsfähig. Sie sind leistungsfähig als kritischer Impetus, sie sind leistungsfähig dadurch, dass sie Sprecher und Sprecherinnen sichtbar machen können.

Wie soll eigentlich jemand ein zurechnungsfähiges Argument formulieren, wenn er gleichzeitig formuliert, dass er dieses zurechnungsfähige Argument eigentlich gar nicht selbst formulieren kann, sondern er nur ein Teil eines Diskurses ist, in dem dieses zurechnungsfähige Argument, wenn man genau hinsieht, ganz anders zugerechnet werden müsste? Also das funktioniert alles ganz gut und deshalb hat die Moderne selbst – das ist mein zweitliebster Autor – mit etwa Michel Foucault Gegenwissenschaften hervorgebracht, die in der Lage waren zu zeigen, dass die Geschichten, die wir uns öffentlich über die Gesellschaft erzählen, eigentlich Schimären sind, die nur dazu dienen, dass wir uns eine einfachere Welt beschreiben können als sie da ist. Er hat die Psychologie, die Linguistik und die Ethnologie genannt. Die Psychologie hat gezeigt, dass wir nicht Herr im eigenen Haus sind. Die Linguistik hat gezeigt, dass die Sprache vor dem Sprecher situiert ist und die Ethnologie hat gezeigt, dass wir nur selbst eine merkwürdige Version merkwürdiger Versionen sind. Er hat auf Nietzsche Bezug genommen, der mit der wundervollen Figur der ewigen Wiederkehr des Gleichen und der Tötung Gottes darauf hingewiesen hat, dass man am Ende jeden Tag neu beginnen muss, obwohl alles schon da ist. Das sind Gegenwissenschaften, die eine Gegenerzählung zu dieser wunderschönen Moderne produzieren. Die Soziologie gehört nicht zu diesen Gegenwissenschaften, aber ein bisschen schon. Sie beginnt nämlich erstaunlich vorsichtig.

Die Soziologie ist nicht die Disziplin, die mit einem Hurra die Moderne begrüßt und ihre Institutionen erfindet und begründet, sondern sie beginnt erstaunlich vorsichtig. Ich nenne meine drei nächsten Lieblingssoziologen. Karl Marx zeigt, wie im Kapitalismus eine deutliche Regelmäßigkeit durch Klassenbildung und institutionalisierte Konflikte entsteht. Übrigens, die Marx'schen Beschreibungen des Kapitalismus sind zunächst mal nicht kritisch, sondern analytisch. Max Weber behauptet eine Kontinuität von Kultur, um erkennen zu können, aus welchen Ressourcen die Akteure eigentlich sich speisen,

um tun zu können, was sie tun, ohne genau wissen zu müssen, was die Kulturbedeutung ist. Nur deshalb – Kaube hat darauf hingewiesen – kann man behaupten, dass der Protestantismus und der Kapitalismus zumindest eine Wahlverwandtschaft eingegangen sind, zumindest bestimmte Spielarten des Protestantismus. Émile Durkheim fällt auf, dass die kleinen Moralen eines Kollektivbewusstseins, das kein großes, sondern kleine Kollektivbewusstseine waren, ersetzt werden müssten durch eine Art von Moralsubstitution einer Gesellschaft, die sich dann am Ende nur politisch integrieren kann, damit die Einzelnen wissen, wo sie hingehören – hier übrigens sehr stark über Berufsgruppen vermittelt.

Die Soziologie ist keine Gegenwissenschaft wie die, die Foucault beschreibt, sondern eine, die eher an den konkreten Phänomenen ansetzt, wenn sie einerseits das bürgerliche Selbstverständnis der Autonomie des Denkens und Handelns dekonstruiert. Handeln – ich habe es gerade schon gesagt – hängt von Voraussetzungen ab, die der Akteur nicht kontrollieren kann. Mein nächster Lieblingsautor dieses Faches ist Talcott Parsons, leider Gottes so gut wie vergessen im Fach seiner allgemeinen Theorie des Handlungssystems, bei der wir sehen können, dass ich hier sprechen kann, ist – Kaube hat darauf hingewiesen – von vielen Faktoren abhängig, zu denen übrigens auch außersoziale Faktoren gehören: körperliche zum Beispiel, bauliche, technische usw. Wer also von Handeln redet oder gar im Brustton der Überzeugung als Soziologe andere zum Handeln auffordert und denkt, dass es dabei nur um die Adressierung von Kognitionen des Akteurs geht, wird dieses Handeln niemals hervorbringen können. Er wird allenfalls Motive erzeugen, die bekanntlich immer enttäuscht werden. Man kann viel besser über Motive reden, die enttäuscht werden, als die, die sich durchsetzen, weil diejenigen als Motive dann gar nicht auftauchen. So, und andererseits dekonstruiert diese frühe Soziologie die politische Idee der freien Rekombination der Elemente. Hier ist mein Lieblingsautor Pierre Bourdieu.

Ich muss sagen, das Buch, mit dem sich für mich das Fach erschlossen hat im Studium – ich habe gar nicht Soziologie studiert; ich habe das erst am Ende berührt –, ist „Die Illusion der Chancengleichheit“ von Bourdieu, ich glaube 68 oder 69 geschrieben mit Passeron zusammen, wo er gezeigt hat, dass das wunderbare politische Motiv, den unteren Schichten in Frankreich höhere Bildung zu ermöglichen, nicht an den Motiven bricht das zu tun und nicht an den Institutionen, die man dafür errichten muss und auch nicht an den ökonomischen Bedingungen, dass solche Institutionen auch in den unteren Schichten eine Möglichkeit haben, sondern an dem langen eingeübten Habitus von Familien, die man auch durch die beste Bildung nicht so schnell loswird wie einen falschen Gedanken. Da wird Soziologie wirklich interessant und da wird sie so interessant, dass wir sagen können, dass das Motiv meistens – ich nenne das inzwischen böse Zinnsoldatensozialwissenschaften – so tut, als könne man sich diesen Gegenstand vorstellen und sich die Leute wie Zinnsoldaten dorthin setzen, wo sie das Richtige tun müssen und eine Idee im Kopf zu haben, wie sie eigentlich angeordnet werden müssen. Dabei fangen wir alle mit Voraussetzungen an, die wir nicht selbst kontrollieren und die gleichzeitig uns kontrollieren im Hinblick darauf, was eigentlich möglich und denkbar ist. Gerade deshalb ist dieses Mysterium erklärbar, dass man bei der Befragung von 1.000 bis 2.000 Menschen ein Bundestagswahlergebnis ziemlich genau voraussagen kann. Das müsste eigentlich Voodoo sein, wenn de Maistre recht gehabt hätte. Es ist aber kein Voodoo, sondern Statistik. Unser Gegenstand – und das ist meine Hauptthese – ist träger als das, was gesellschaftliche Selbstbeschreibungen über diesen Gegenstand behaupten, sagen, von ihm fordern. Ich bin nicht umsonst ein Systemtheoretiker und ich würde die Frechheit besitzen und sagen: Wer keiner ist, kann vieles nicht sehen – systematisch. Die Systemtheorie, das ist nicht nur die genannte, sondern allgemeine Systemtheorie beschäftigt sich damit, dass Systeme träger sind als

ihre Umwelt. Das gilt für biologische Systeme; also selbst wenn ich bei dieser Rede jetzt aufgeregter wäre und mein Blutdruck erheblich steigen würde, würde es Rückkopplungsmechanismen im Körper geben, die trotzdem mich in der Lage versetzen würde, einen vergleichsweise klaren Gedanken zu formulieren und sozusagen es sprechen zu lassen. Wir benutzen ja grammatikalische Regeln, die wir gar nicht kennen, und kriegen dadurch Sätze hin, bei denen das Subjekt zum Prädikat passt. Ist Ihnen das mal aufgefallen, dass Sie viele Regeln verwenden, die Sie gar nicht aufsagen können? Also ein biologisches System kann sozusagen auf äußere Reize wie Aufregung und ähnliches so reagieren, dass es in einer Art Mittelwert bleibt oder neuronale Systeme – das sind hauptsächlich Wahrnehmungssysteme – sind in der Lage, die meisten Informationen, die man faktisch sieht, auszublenden. Wenn das nicht möglich wäre, würde man verrückt und wenn man diesen untechnischen Begriff verwendet, es gibt Krankheitsbilder, in denen genau das passiert, dass diese Selektivität nicht funktioniert. In psychischen Systemen ist es ganz ähnlich.

Psychische Systeme kennen – Sie kennen das alle – Assoziationen. Wir reagieren auf äußere Reize sehr ähnlich – psychisch gesehen. Wir erinnern uns an bestimmte Dinge, und zwar so, wie es gerade für eine bestimmte Gegenwart passt. Wir gehen von einer Normalität dessen aus, was wir von außen wahrnehmen. Es gibt sehr gute Forschung darüber etwa in der Kriminologie, wie lange es dauert, dass ein psychisches System sich zumutet zuzugeben, dass die Situation jetzt gefährlich ist, obwohl es schon vorher Hinweise darauf gegeben hätte, die werden ausgeblendet, damit so eine Psyche vergleichsweise störungsfrei weiterlaufen kann. Das gilt auch für kulturelle Systeme. Wir wissen unglaublich viele Dinge, von denen wir nicht wissen, dass wir sie wissen. Ich bin ein großer Anhänger der Genderforschung oder ich wäre einer, wenn sie sich nicht nur für die Fluidisierung von Geschlechtszeichen interessieren würde, sondern vor allem dafür, warum hier bestimmte Muster, kulturelle Muster stabil sind, obwohl sie für die Gesellschaft keine Funktion haben. Das ist doch geradezu auch Voodoo, sich vorzustellen, dass es um Männer und Frauen geht, wo es nicht um Männer und Frauen geht – und es gibt noch einige andere Beispiele, die man nennen könnte. Das gilt für soziale Systeme erst recht, also für die Ordnung dessen, wie Rollen zueinander passen – so hätte Parsons das gesagt. Das ist so träge, dass jeder in bestimmten Situationen eine bestimmte Rolle spielt. Ich habe mit Peter Felixberger zusammen mal ein Buch geschrieben, das heißt „Deutschland, ein Drehbuch“. Wir haben da sechs oder acht – ich weiß es gar nicht mehr so genau – Szenen versucht zu beschreiben, da ging es um öffentliche Debatten über ärztlich assistierten Suizid, über Palliativmedizin, über Führung in Unternehmen und all solche Dinge, wo man wunderschön sehen kann, dass man eigentlich schon vorher wissen konnte, wer öffentlich mit welchen Rollen wie spricht. Das verweist ja auf diese Art von Trägheit. Deshalb ist die Soziologie keine Humanwissenschaft, sondern sie ist eine, die sich für die Entfaltung von Mustern interessiert, in denen dann Menschen, Akteure – also es gibt auch Akteure, die keine Menschen sind – andocken, und das in einer musterhaften Art und Weise. Sie ist auch keine Humanwissenschaft, weil sie eben nicht mit den Kategorien der Beschreibung menschlicher Körper und Bewusstseins beschreiben kann, wie wir die Probleme der Gesellschaft lösen.

Ich habe in der letzten Zeit mal wieder Reinhart Kosellecks „Kritik und Krise“ von 1959 gelesen, eines der besten Bücher, die je geschrieben worden sind nach meinem Dafürhalten. Er hat gesagt, dass die postabsolutistische Welt, also die, die Joseph de Maistre beschrieben hat, die bürgerliche Idee der individuellen Selbstvervollkommnung des Lebens durch Bildung überträgt auf den Gegenstand der Gesellschaft. Weil wir glauben, dass mit den Mitteln der Selbstreflexion unser eigenes Leben wahrscheinlich besser wird, übertragen wir das auf die Gesellschaft und rechnen ihr zu, dass sie

vernünftiger werden soll. Davor kann der Soziologe nur warnen. Jetzt komme ich auf den Stiftungszweck. Der Dialog zwischen Gesellschaftswissenschaft und Praxis – oder sagen wir anderen gesellschaftlichen Feldern – muss in Rechnung stellen, erstens dass alle Anderen keine wissenschaftlichen Probleme lösen müssen. Also in der Politikberatung hilft es nicht zu sagen „Ihr Politiker, lest doch mal die neuen Aufsätze aus der Harvard Medical Tribune oder aus der Zeitschrift für Soziologie“, sondern...

Zuruf: Lauterbach macht das.

Lauterbach macht das und scheitert damit ja auch auf eine ganz interessante Art und Weise. Er wird dafür gelobt, weil man sehen kann, dass er Texte lesen kann, die wir nicht verstehen würden, aber er scheitert daran, weil die Übersetzungsleistung nicht hinreicht. Worin besteht eigentlich die Übersetzung? Bin ich als Wissenschaftler klug genug zu sehen, dass die Anderen andere Probleme lösen müssen? In der Unternehmensberatung ist es etwas ganz Ähnliches. Wir können nicht voraussetzen, dass Akteure in anderen Funktionssystemen ähnliches lösen müssen, sondern sie müssen Mehrheiten organisieren, sie müssen am Ende auf einem Markt bleiben können, sie müssen rechtliche Entscheidungen treffen, die nicht gerecht sind, sondern konsistent sich zu anderen Entscheidungen verhalten. Sie müssen als religiöse Akteure in der Lage sein, hinreichend Erlösung zu versprechen, ohne Beweise dafür zeigen zu können. Das ist in dieser Gesellschaft schwieriger, weil wir es mehr mit Symmetrien als Asymmetrien zu tun haben. Und es ist eine Gesellschaft, die sich gerade deswegen gegen Wissen sperrt.

Wir haben, was den Klimawandel angeht, so gut wie keine Wissensprobleme. Wir wissen alles – übrigens nicht erst seit Fridays for Future, sondern seit 50 Jahren. Warum eigentlich gelingt es nicht, dieses Wissen in – jetzt hätte ich fast gesagt – Handeln umzusetzen? Das gelingt deswegen nicht, weil dieses Wissen sich selbst übersetzt an den unterschiedlichen Stellen der Gesellschaft in die Muster, die dort stattfinden. So, und jetzt komme ich zum Schluss. Unser Gegenstand ist widerständig. Also Gegenstand und Widerstand sind ja irgendwie auch etymologisch nicht weit voneinander entfernt. Der ist widerständig, auch wenn wir gerne mit dem Gestus der Fluidität in die Öffentlichkeit gehen, zu sagen „Es könnte doch alles anders sein, Brüder und Schwestern, kehrt um“. Also wir reden dann gerne predigend und religiös. Das wird auch gerne prämiert und es funktioniert auch ganz gut, aber es funktioniert nicht als Gesellschaftswissenschaft. Als Gesellschaftswissenschaft muss man auf die Trägheitsbedingungen Bezug nehmen. Herr Al-Wazir, Sie haben darauf hingewiesen, was das in der Pandemie bedeutet. Also ich habe wirklich viel Politikberatung während der Pandemie gemacht. Es war für viele Akteure eine neue Information, dass die Zielkonflikte zwischen ökonomischen, medizinischen, wissenschaftlichen, politischen und rechtlichen Akteuren nicht an den Leuten liegen und nicht an den falschen Konzepten, sondern an der Struktur einer Gesellschaft, die träger ist als ihre Selbstbeschreibung es ihr zumutet. Aber die Soziologie könnte auch eine Beobachterin sein, die diese Widerständigkeit dadurch bricht, dass sie sich vielleicht von einem europäischen Konzept der Rationalität in dem Sinne des zielgerichteten Handelns verabschiedet und vielleicht eine ostasiatische Kampfform im Kopf hat, die ja bekanntlich so funktioniert, dass man nicht wie ein Boxer gegen den anderen haut, sondern die Bewegung des anderen verwendet, um ihn zu Fall zu bringen. Ich kann das nur theoretisch erklären. Sie sehen mir an, dass ich das selber nicht kann, auch weil ich sozusagen mehr Trägheit mitbringe als mir guttut. Aber Sie können es sich vielleicht vorstellen.

Wir werden den Kapitalismus nur kapitalistisch verändern und wir werden die Demokratie nur demokratisch verändern und wir werden das Rechtssystem nur zu Entscheidungen bringen, die rechtlich kompatibel sind mit anderen Entscheidungen, die es vorher gegeben hat, und wir werden auch die Wissenschaft nur wissenschaftlich verändern. Mein Plädoyer ist, und das ist mein Vorschlag auch an die Stiftung, das ist, die Schnittstelle zwischen Gesellschaftswissenschaften und Praxis oder sagen wir zwischen gesellschaftswissenschaftlichen Praktiken und anderen Praktiken selbst zu einem wissenschaftlichen Thema zu machen und sich spiegeln zu lassen, wie das eigentlich aus einer ökonomischen, aus einer verwaltungs-, aus einer politischen, aus einer rechtlichen und anderen Perspektiven zu einem jeweils fachlichen Thema gemacht werden kann. Meine wissenschaftlichen Themen, mit denen ich mich empirisch beschäftige, haben alle mit diesen Schnittstellen zu tun und dass manches – Jürgen Kaube, ich nehme das nochmal auf – dann öffentlich womöglich ganz gut funktioniert, liegt daran, dass die Leute irgendwie schon einen Sensus dafür haben, dass wir Schnittstellenprobleme haben. Die sind ja nicht blöd. Diese blöde Hochnäsigkeit, die gerade akademische Akteure oft haben, zu denken „Würden doch alle auf dem gleichen Reflexionsniveau arbeiten wie wir, dann wären die Probleme gelöst“ – und Hand aufs Herz: das ist bei uns allen da – verflüchtigt sich, wenn man sieht, dass überall die Menschen vor allem an den Rändern der Differenzierung an den Schnittstellen leiden. Ich bedanke mich nochmal sehr herzlich für den Preis, der mir heute überreicht worden ist. Ich freue mich sehr, die nächsten Jahre hier auch mitarbeiten zu können und beglückwünsche auch von hier oben meine Nachfolgerin Lisa Herzog. Vielen Dank.